Gespräch mit der Intelligenzforscherin Elsbeth Stern

Jeder kann das große Los ziehen

Thilo Sarrazin beruft sich für sein Programm der positiven Selektion auf die Lernforschung der Psychologin Elsbeth Stern von der ETH Zürich. Sie lehnt diese Vereinnahmung ab.

Frau Stern, Thilo Sarrazin erwähnt Sie in seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ als einen seiner Kronzeugen. Fühlen Sie sich verstanden oder missverstanden?

Herr Sarrazin beruft sich aus Aussagen, die, aus dem Kontext gerissen und nicht korrekt wiedergegeben, zu Missverständnissen führen. Er redet von 50 bis 80 Prozent Erblichkeit bei der Intelligenz. Das macht aber wissenschaftlich keinen Sinn. Man muss von Erblichkeit von Intelligenzunterschieden sprechen. Dazu müsste man verstanden haben, dass der Intelligenzquotient keine absolute Größe ist, sondern die relative Abweichung einer Person vom Mittelwert des Testverfahrens beschreibt. In wissenschaftlichen Untersuchungen möchte man wissen, wie viel Prozent der Unterschiede auf Unterschiede in den Genen zurückzuführen sind. Dies kann man in statistischen Analysen ermitteln, in denen eineiige und zweieiige zusammen aufgewachsene Zwillingspaare verglichen werden.

Was wurde dabei festgestellt?

In allen Studien findet man, dass eineiige Zwillingspaare eine deutlich höhere Übereinstimmung im IQ zeigen als zweieiige Zwillingspaare, obwohl beide Arten von Zwillingspaaren sehr ähnliche Erfahrungswelten haben (Gebärmutter, Kinderzimmer, Kita, Schule). Dies belegt die Bedeutung der Gene beim Zustandekommen von Unterschieden.

> Mit nichtsprachlichen Intelligenztests würde man auch übersehene begabte Migrantenkinder finden.

. . . und macht das Intelligenz-Gen dingfest?

Nein, man darf sich kein Intelligenz-Gen vorstellen, welches das Bearbeiten eines Intelligenztests steuert. Die genetischen Voraussetzungen zur Entwicklung von Intelligenz und ihren Unterschieden, über die wir bisher nur ganz wenig Detailwissen haben, können sich nur bei entsprechenden Lerngelegenheiten entfalten.

Sie werden von Sarrazin mit der Aussage zitiert, „dass die optimale Förderung eines jeden Schülers nicht zu mehr Gleichheit, sondern zu mehr Ungleichheit führt. Denn je größer die Chancengleichheit, desto mehr schlagen die Gene durch. Eine gute Schule, das mag nicht jedem gefallen, produziert Leistungsunterschiede auf hohem Niveau.“ Was meinen Sie damit?

Eine gute Schule sorgt dafür, dass sich jeder entsprechend seinen Voraussetzungen zu seinem Optimum entwickeln kann. In einer guten Schule lernt jeder mehr als in einer nicht so guten Schule. Der Durchschnittswert steigt an. Gleichzeitig können Menschen, die besonders gute Voraussetzungen mitbringen, gute Lerngelegenheiten so effizient nutzen, dass sie sich damit eine neue Welt erschließen. Beispiel: Von einer Grundschule, die sehr guten Leseunterricht macht, profitieren alle Kinder, auch die schwächsten. Die besten Kinder aber werden sich schon früh eigenständig Bücher besorgen, und sie bauen ihren Vorsprung aus. Wir müssen es positiv sehen, wenn alle besser werden und manche noch stärker zulegen.

Ihre Wissenschaft, die Experimentelle Psychologie, spricht vom menschlichen Optimum, als handele es sich um eine abrufbare Fixgröße. Wenn man diesen Tribut an die Expertensprache leistet, was sagen dann Gesellschaftsordnungen über den Einfluss der Gene aus?

Im Prinzip gilt: Je größer die Leistungsgerechtigkeit einer Gesellschaft ist, umso größer ist die Chance, dass Menschen mit guten genetischen Voraussetzungen ihr in den Genen angelegtes Potential für die Intelligenzentwicklung nutzen und beruflichen und schulischen Erfolg haben. In ungerechten Gesellschaften sind sozialer Hintergrund und Beziehungen wichtiger als Begabung. Kürzlich ist eine Untersuchung veröffentlicht worden, in der gezeigt wurde, dass Berufserfolg in Schweden stärker von den genetischen Voraussetzungen abhängt als in den Vereinigten Staaten. Das bestätigt unser Bild von Skandinavien als einer sozial durchlässigen Gesellschaft.

Was bringen solche sortierenden Kollektivbefunde, wenn man doch dem einzelnen Menschen nicht ansehen kann, wie viel Prozent seines geistigen Vermögens genetisch und wie viel Prozent anderweitig beeinflusst ist?

Gesellschaftspolitisch lassen sich dennoch Schlüsse ziehen. So manches Akademikerkind bleibt in den Schulleistungen hinter den Erwartungen zurück, und nicht selten zeigen Intelligenztests, dass das Kind nicht das Potential der Eltern hat. Das mag zwar enttäuschend für die Eltern sein, aber die Vererbung von Intelligenz ist eine sehr komplexe Angelegenheit, wo etliche Zufälle bei der Bildung von Eizellen und Spermien sowie bei der Befruchtung eine Rolle spielen.

Ich erinnere mich an eine entsprechende Filmpointe von Woody Allen…

Wenn die Eltern dabei das große Los gezogen haben, ist es nicht wahrscheinlich, dass das in der nächsten Generation noch einmal passiert. Umgekehrt können auch weniger intelligente Eltern Erbsubstanz in sich tragen, die ihrem Nachwuchs in einer gerechten Gesellschaft zu ungeahnten Höhenflügen verhilft.

Wie zuverlässig lässt sich das erwähnte große Los, der Höhenflug, denn mit Hilfe von Intelligenztests messen? Anders gefragt: Welche Auskunft über das geistige Vermögen eines Menschen gibt die effiziente Bewältigung von Denksport- und Knobelaufgaben?

Intelligenztests geben Auskunft über das geistige Potential einer Person, aber sie sind nur ein Baustein der menschlicher Kompetenz. Für die meisten Anforderungen auch im akademischen Bereich muss man kein Überflieger sein, und ein Weniger an Intelligenz kann durch ein Mehr an Fleiß ausgeglichen werden. Um seine Intelligenz nutzen zu können, muss man sie in einen Anforderungsbereich oder in ein Fachgebiet investieren.

Machen Intelligenztests in den Hochzeiten von Hirnforschung und Kognitionswissenschaft nicht doch einen etwas altbackenen Eindruck? Muss man nicht gar von einer speziellen Idiotie der Intelligenztests sprechen?

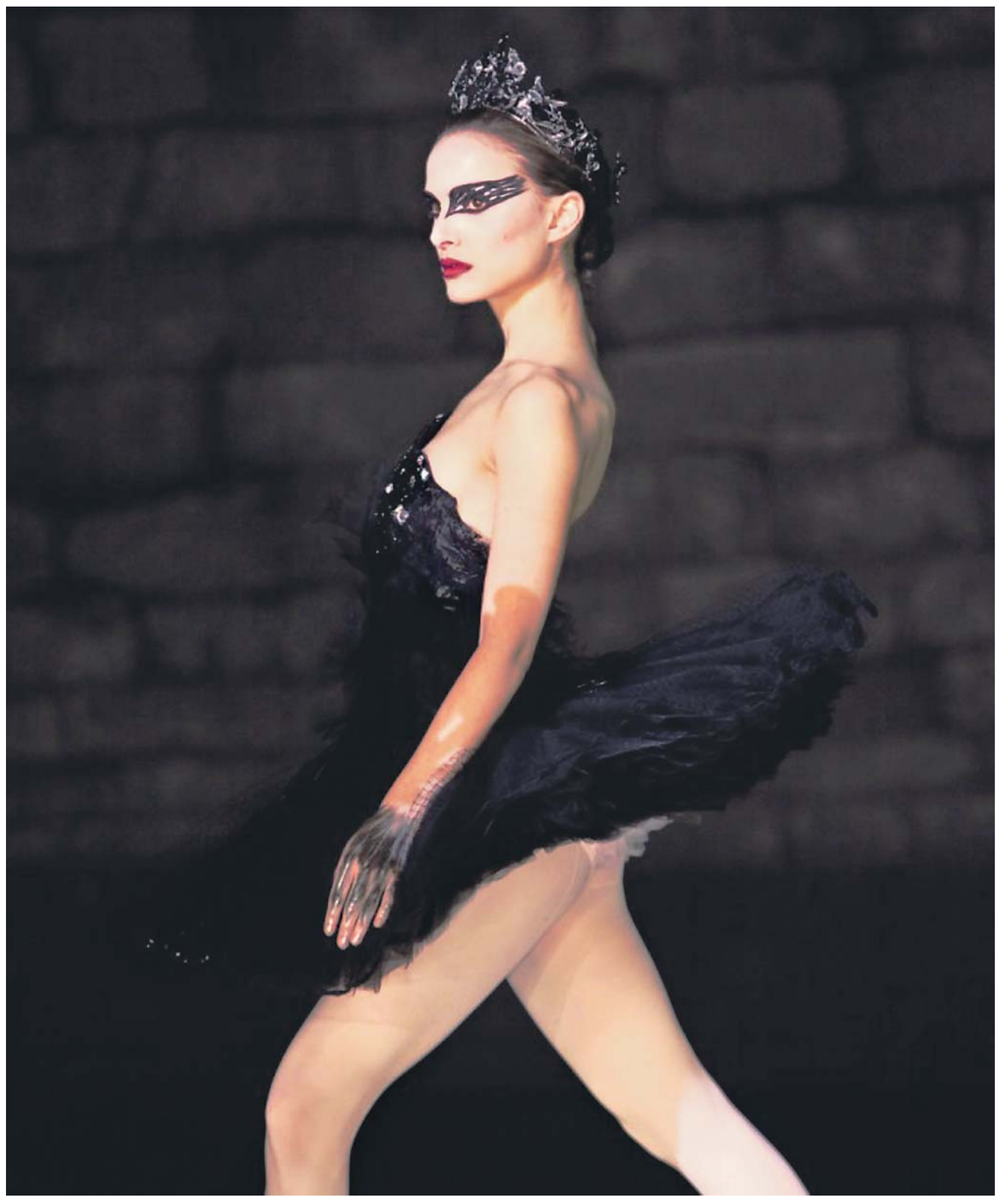
Das sehe ich anders. Wenn wir das Lernpotential einer Person in einem für sie neuen Gebiet vorhersagen wollen, dann sind Intelligenztests besser geeignet als alle anderen diagnostischen Maßnahmen. Mit nicht-sprachlichen Intelligenztests würde man auch manches begabte Immigrantenkind identifizieren können, das aufgrund seiner unzureichenden Sprachkompetenz falsch eingestuft wird. Es sind in Deutschland Fälle von straffällig gewordenen Migranten mit Hauptschulabschluss verbürgt, wo erst der Gefängnispsychologe eine Hochbegabung festgestellt hat.

Elsbeth Stern Foto privat

Wird es im Sinne Sarrazins zu einem Einbruch des Durchschnitts-IQ in Deutschland kommen, wenn Menschen, die sich in der unteren Hälfte der Intelligenzverteilung befinden, mehr Kinder bekommen?

Nein. Vielmehr gehen wir davon aus, dass bei der Ausbildung und Entwicklung von Intelligenz sehr viele über alle Chromosomen verteilte Gene zusammenwirken. Eltern und Kinder zeigen nur eine mittelhohe Übereinstimmung im Intelligenzquotienten. Unterdurchschnittlich intelligente Eltern können überdurchschnittlich intelligente Kinder haben und umgekehrt. Das Ungleichgewicht in der Fortpflanzung müsste noch über viele Generationen gehen, bevor der IQ merklich absinkt. Die größte Gefahr für eine gesellschaftliche Verdummung besteht darin, dass soziale Herkunft für Schul- und Berufserfolg wichtiger ist als Intelligenz und Begabung.

Das Gespräch führte **Christian Geyer**.



Der schwarze Schwan vom Lido: Natalie Portman in Darren Aronofskys Eröffnungsfilm Foto Festival

Wenn die Schwäne Horror tragen

Hauen und tanzen: Die 67. Filmfestspiele von Venedig eröffnen mit „The Black Swan“

VENEDIG, 1. September

Die Zukunft hat am Lido immer etwas länger gebraucht. Wenn man mit dem Boot ankommt, dann hat sich zwar der alte Anleger in ein silbrig geschwungenes Terminal verwandelt, aber die Baustelle vor dem Casino, wo bis zum kommenden Jahr ein neuer Festivalpalast am Meer entstehen sollte, sieht aus wie eine Brache. Weil Asbest gefunden wurde, wird sich die Eröffnung um ein weiteres Jahr verzögern. Nur die schönen weißen Stufen zum Casino sind verschwunden. Und das ehrwürdige Hotel des Bains ist geschlossen und befindet sich im Umbau in einen Apartmentkomplex. Aber das Unfertige und das Ruinöse gehören zum Festival in Venedig fast schon dazu.

Damit niemand melancholisch wird, hat sich Festivalchef Marco Müller für den Eröffnungsabend eine apart-explosive Filmmischung ausgedacht. Zum einen Darren Aronofskys „The Black Swan“, der in der blütenweißen Welt der Tutus und festgeschnürten Ballettschuhe spielt, zum anderen „Machete“ von Robert Rodriguez, in dem die Titelklinge geschwungen wird, dass das Blut nur so spritzt; und dazwischen Andrew Laus Kung-Fu-Epos „Legend of the Fist: The Return of Chen Zhen“, der gleich damit beginnt, dass Donnie Yo an der Westfront 1918 eine deutsche Einheit im Alleingang dezimiert. Zusammen mit Bernard Bliers Alkoholiker-Krebs-Phantasie „Le Bruit des glaçons“ ergibt das einen ziemlich launigen Einstieg für die Freunde der Filmkunst.

Vor dem Blier war ein Kurzfilm von Jafar Panahi zu sehen, dem die Bemerkung nachgestellt war, jede Ähnlichkeit mit realen Personen oder Ereignissen sei reiner Zufall. Was natürlich als Aufforderung zu verstehen ist, die Parallelen zum Schicksal des im März inhaftierten und im Mai nach Hungerstreik und weltweiten Protesten freigelassenen Regisseurs zu suchen. „The Accordion“ erzählt in neun Minuten von einem Geschwisterpaar, das bettelnd durch die Straßen zieht. Er spielt Akkordeon, sie trommelt und hält die Blechbüchse. Als sie merkt, dass sie sich aufs Gelände einer Moschee verlaufen haben, zieht sie erschreckt ein Kopftuch über, doch dem Bruder wird von einem Gläubigen das Instrument weggenommen, weil er mit der Musik einen Frevel begangen hat. Die beiden folgen dem Dieb durch den Basar, verlieren ihn aus den Augen, hören in der Nähe ein Akkordeon, und der Bruder hebt einen schweren Stein auf, um sich zurückzuholen, was ihm gehört. Doch naturgemäß ist das für Panahi keine Lösung, und so ist das Ganze eine pfiffige, sehr traurige Replik auf seine Situation in Iran.

Vor zwei Jahren bildeten der Triumph von Aronofskys „The Wrestler“ und seines Hauptdarstellers Mickey Rourke den Abschluss des Festivals; diesmal könnte die Eröffnung mit Aronofskys „Black Swan“ am Ende zum Triumph für seine Hauptdarstellerin Natalie Portman werden. Sie trägt den Film von Anfang bis Ende mit einer Grazie, die in ihrer unwahrscheinlichen Jungfräulichkeit durchaus an Audrey Hepburn erinnert. Das Ganze ist auch eine mitunter symbolschwere Deflorationsphantasie zu den Motiven von „Schwanensee“. Darin die Hauptrolle zu spielen ist der sehnlichste Wunsch von Portmans Ballerina, aber ihr Choreograph Vincent Cassel sieht in ihr nur den perfekten weißen, nicht aber den verführerischen schwarzen Schwan. Für das Mädchen, das noch zwischen rosa Plüschtieren schläft und von der Übermutter Barbara Hershey gegängelt wird, erweist sich das Ringen um ihre düstere Seite als mindestens so schwierig wie für den Film selbst. Mehr als eine Clubnacht auf Ecstasy und lesbische Phantasien kommen dabei nicht heraus, aber Aronofsky rettet sich in den Trick, den Ballettfilm mit Horrorelementen zu durchsetzen. Mal um Mal durchbrechen aufgekratzte Schultern, wunde Nagelbetten und immer blutigere Visionen die Oberflächen dieser von Ehrgeiz zerfressenen Welt. Die Phantasien wirken manchmal ein wenig altbacken, aber Natalie Portman schafft es, dass man sie quasi zu ihren Bedingungen durchlebt. Man kann sich an ihr kaum sattsehen.

Am anderen Ende gängiger Schönheitsideale liegt Danny Trejo, der mexikanische Titelheld von „Machete“, mit seinem Leguangesicht. Entstanden ist der Film aus dem gefälschten Trailer, den Robert Rodriguez für Tarantinos Exploitation-Double-Feature „Grindhouse“ geschnitten hat. Das Schlachtfest lebt von der Übereinkunft, dass das Schund-Genre der Siebziger aus der nötigen Distanz noch cooler ist als einst – und dem Witz, dass man das von Stars spielen lässt wie Robert De Niro, Steven Segal, Don Johnson, Michelle Rodriguez, Jessica Alba, Jeff Fahey und Lindsay Lohan. Bei all dem Hauen und Stechen muss man allerdings sagen, dass es beim Zusehen bald weniger schmerzt als ein einziger eingerissener Zehennagel bei Aronofsky. Jedenfalls haben alle mächtig Spaß, vor allem Marco Müller, denn der Ernst des Festivals wird alle noch früh genug einholen. MICHAEL ALTHEN

Offen, aber geheim

Der neue „Harry Potter“: Tony Blairs Erinnerungen

LONDON, 1. September

Seit langem ist kein politisches Buch mit solcher Spannung erwartet worden. Der Rummel um die Memoiren von Margaret Thatcher wirkt zahm, gemessen an dem Auftrieb um Tony Blairs Erinnerungsband „A Journey“, der am Mittwoch zusammen mit einer vom Autor selbst gesprochenen Hörbuchausgabe in England erschienen ist und unter dem Titel „Mein Weg“ am 6. September in die deutschen Buchhandlungen kommt.

Offiziell sollte das Werk erst um acht Uhr morgens zum Verkauf stehen. Rezensionsexemplare konnten von dem Zeitpunkt an beim Londoner Verlagsgebäude der Random-House-Gruppe abgeholt werden. In der Buchhandlung am Bahnhof Paddington aber waren Blairs Erinnerungen bereits um halb sieben zu kaufen, zum skontierten Preis von 12,50 statt 25 Pfund. Die Versandbuchhandlung Amazon, die die Auslieferung vorbestellter Exemplare zunächst für den 6. September avisiert hatte, verschickte das Buch des ehemaligen Premierministers bereits am Vorabend des Erscheinungstages. Am Mittwochmorgen waren die als „offen“ und „ehrlich“ angepriesenen Erinnerungen dort über Nacht vom elften auf den ersten Platz der meistverkauften Bücher geschossen.

Davon abgesehen aber verlief das so stramm wie bei den „Harry Potter“-Romane inszenierte Erscheinen des Buches nach Plan, trotz des brisanten Inhalts, was den politischen Korrespondenten der BBC veranlasste, sich am Mittwochmorgen bei den Zuhörern für seine Berichterstattung des komplizierten Verhältnisses zwischen Blair und Gordon Brown zu entschuldigen: Es sei alles noch viel schlimmer gewesen. Die BBC und der „Guardian“ durften Interviews führen, hielten sich aber an die Sperrfrist. Andrew Marr, der den sich zurzeit in New York aufhaltenden Blair für eine am Mittwochabend ausgestrahlte Sendung befragte, durfte das Buch 48 Stunden im Voraus lesen, musste sich aber verpflichten, nichts über den Inhalt zu verraten. Der „Daily Telegraph“ rühmte sich, die einzige Zeitung zu sein, die ein „vollständiges, ausländisches Exemplar“ ergattert habe. In welcher Sprache, verriet das Blatt nicht. Die Berichterstattung wirkte allerdings nicht ausführlicher als die der anderen Medien, die auf die am Abend vom Verlag zur Verfügung gestellten Auszüge angewiesen waren, aus denen nur einige hundert Worte zitiert werden durften. Aus dem spärlichen Material spannen dann sämtliche Blätter mehrere Seiten. Sobald sie das Buch in die Hand bekamen, waren politische Kommentatoren auf der Suche nach Enthüllungen insbesondere über den Irakkrieg und das gespannte Verhältnis Blairs zu Brown. Reporter stellten Gordon Brown zu Hause im schottischen Fife nach. Er aber hüllt sich in Schweigen. G.T.

Ahab-Erlebnis

Michael Ballacks weißer Wal heißt: großer Titel. Ein Titel mithin, der sich mit seinem Namen und seiner Rolle so fraglos verbindet, wie der WM-Sieg von 1954 mit Fritz Walter verbunden ist, jener von 1974 mit Franz Beckenbauer, jener von 1990 mit Lothar Matthäus oder der EM-Triumph von 1996 mit Jürgen Klinsmann. Realistisch betrachtet, er wird in gut drei Wochen vierunddreißig, kann Ballack seinen weißen Wal nur noch einmal finden und erjagen: bei der Europameisterschaft 2012 in Polen und in der Ukraine. Dieses Ziel hat ihm der Bundestrainer Joachim Löw nun jedenfalls nicht gleich und ganz verbaut. Aber es ist, um ein wahres Wort des Exspielers Jeremies (Dynamo Dresden, 1860 München, Bayern München, 55 Länderspiele) zu bemühen, für Löw auch nicht mehr als „der Schnee von morgen“. Seinerseits nach der finalen Vertragsverlängerung vom Juli mit der Macht- und Autoritätsfülle eines Quasi-Eigners des Flagschiffs Nationalmannschaft ausgestattet, leistet er sich eine auf den ersten Blick pragmatische, aufs genaue Hinsehen jedoch eindeutig machiavellistische Option: Er belässt Ballack das Kapitänsamt, stellt ihn aber absehbar gar nicht mehr auf. Philipp Lahm hingegen ist absehbar gesetzt und als Ballacks nomineller Stellvertreter deshalb der De-facto-Kapitän. Beide indes, Ballack wie Lahm, haben ihre Exklusivansprüche auf das reale Symbolamt des Spielführers angemeldet – Lahm noch während der WM in Südafrika, Ballack jüngst bei seinem Wechsel von Chelsea zu Leverkusen –, um sich jetzt als ziemlich unfreiwillige Doppelspitze wiederzufinden, die sich im besten Fall abwechselt. Das wahre Wort dazu stammt vom Exspieler Kahn (Karlsruher SC, Bayern München, 86 Länderspiele), war ursprünglich nicht auf die K-, sondern auf die T-Frage gemünzt, dürfte aber so ähnlich und zumindest hinter vorgehaltener Hand auch auf manchem Parteitag der Grünen (und neuerdings der Linken) gefallen sein: „Ich“, so Kahn, „rotiere höchstens, wenn ich das Opfer des Rotationsprinzips werde.“ Bleibt der weiße Wal. Für dessen weltliterarischen Jäger endete die Jagd bekanntlich fatal. Davon ist Ballack noch recht weit entfernt. Da Löw jedoch auch in Ballacks Fall kein Hehl daraus macht, dass er, nur er „die Bedingungen“ stelle, könnte es für den einst unumstrittenen „Capitano“ nicht unweise sein, eines seiner eigenen wahren Worte zu beherzigen: „Keiner verliert ungern.“ hie.

Unbequemer Autor

Dogan Akhanli steht vor Gericht

Die türkische Staatsanwaltschaft hat Klage gegen Dogan Akhanli erhoben. Der türkischstämmige Autor war am 10. August am Istanbuler Flughafen festgenommen worden (F.A.Z. vom 26. August). Ihm werden Raub und Totschlag vorgeworfen. Akhanli soll demnach vor 21 Jahren eine Wechselstube in Istanbul überfallen und dabei einen Menschen getötet haben. Sein Anwalt, Haydar Erol, wies die Vorwürfe zurück und forderte die Freilassung seines Mandanten. Die Anklage stütze sich auf zwei Zeugenaussagen, von denen eine unter Folter erzwungen worden sei, sagte Erol der Deutschen Presse-Agentur. Der zweite Zeuge hat später angeblich bestritten, Akhanli jemals auf einem Foto identifiziert zu haben. Unterstützung erhält der Autor, der seit seiner Flucht 1991 in Köln lebt und deutscher Staatsbürger ist, auch von Günter Wallraff. Der sagte: „Bestimmte Kreise der türkischen Justiz nehmen Rache an einem unbequemen Autor, der seit Jahren den Völkermord an den Armeniern thematisiert.“ F.A.Z.

Heute

Heimatfront 1914
Eine Gesellschaft im Korsett: Der belgische Romancier Erwin Mortier erzählt einfühlsam aus Frauensicht von der Urkatastrophe des vergangenen Jahrhunderts. **Seite 30**

Befreiungskämpfe
Sind dem Tanztheater die Themen abhandengekommen? Zwei Stücke beim Berliner Festival „Tanz im August“ lieferten einen eindringlichen Gegenbeweis. **Seite 31**

Aus der Tiefe des Raums
Dass „Avatar“ schon wieder in die Kinos kommt, ist weniger kurios, als es scheint. Die Leute wollen länger nach Pandora, sagt der Regisseur: 3D – ein neuer Typus Film. **Kino 33**

In der dritten Dimension
Die Internationale Funkausstellung wollen die Gerätehersteller nutzen, um Fernsehen in 3D anzupreisen. Die Sender aber sind skeptisch, es fehlt am Programm. **Medien 35**